
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 170. Bromberg, den 28. Juli 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(2. Fortsetzung.) ——

Taki empfing den Fürsten mit einem vorwurfsvollen Gesicht. Er sprach deutsch: „Ich weiß, daß Komödie dazu gehört. Es geht zu weit. Ich muß ernsthaft mit Ihnen reden."

„Ich will nicht! Hast du gehört? Ich will nicht! Ich habe dich nicht vom Galgen losschneiden lassen, damit du mir Vorwürfe machst oder ernsthaft mit mir redest. Es ist eine Unverschämtheit, du hast nicht ernsthaft mit mir zu reden!"

Der Halbjapaner duckte sich unter dem Blick zusammen. „Man muß reden . . ."

„Man muß schweigen . . . Verstehst du? Vor allem mach dein Geschäft und fahr nach Frankfurt! Am 12. Mai in Frankfurt im Palmengarten, wie?"

„Es geht nicht, Anata. Alle Zeitungen . . ."

„Denkst du, daran hätte ich nicht gedacht? Ich bin heute abend wieder bei General Warner, und dort treffe ich eine Frau, die ich liebe. Aber das verstehst du Dreckseele nicht!"

Der Japaner blieb ruhig. „Ich verstehe es, Anata. Es ist sehr schlimm für Sie, sehr schlimm!" Er ging aus dem Zimmer.

*

Man saß im Garten in einer Laube, die auf einem kleinen Hügel in dem Park der Kommandantenvilla stand. Der Hügel war künstlich aufgeschüttet worden; er war von dichten Fliederbüschen bedeckt, so daß die Laube, ein kleiner achtecktiger Bau, in Wolken von Fliederduft eingehüllt war. Von den weißen Bänken sah man den Rhein und drüben die zärtlichen Hügel von Ehrenbreitstein.

Warner hatte zu seinen Breeches, die er fast immer trug, ein weißes Jackett angezogen. Er war in glänzender Laune. Der junge Fürst hatte ganz fabelhafte Kriegswitze erzählt, Witze, die eigentlich durch alle Armeen der Welt gegangen waren, Witze, die man eigentlich so ohne weiteres nicht in Gesellschaft von Damen erzählen konnte. Aber der Fürst hatte eine so geschickte Art, sich auszudrücken, daß man sich kaum klar wurde, bis zu welchem Grad der Frivolität er ging.

Er saß zwischen Brigitte und Dorothy. Brigitte schenkte ihm ein, immer wieder. Er trank scheinbar ganz unbedenklich. Er sprach viel Deutsch mit ihr. Übermütig, aber — er lernte ja so schnell — mit einem Unterton von Ehrerbietung. „Madonna, Sie wollten mich ja prüfen? Madonna, ich gehorche . . . Auf das Wohl der Sterne droben und hier!"

Als es elf Uhr war, begann General Warner zu singen:

„And we came to the river
And we could not go acroß,
Singing holly polly doodle
All the day."

Man wiederholte den Refrain. Der Fürst schob vorsichtig seine beiden Arme unter die seiner Nachbarinnen und wiegte leise den scharfen Takt mit. „Nicht böse sein, Madonna! So ist man doch fast auf deutsche Art lustig."

„Singing holly polly doodle
All the day!"

Der Fürst schickte nach seiner Laute. Sein japanischer Diener brachte das Instrument. Tervueren ging ihm ein paar Schritte entgegen. „Du bist noch hier?"

„Ich gehe. Es brennt . . . Sie müssen mitgehen! In einer Stunde ist sonst Austin Brown hier und legt die Hand auf Ihren Arm!"

„Hohoho, mein Junge! Den Schlag kenne ich jetzt, denke ich."

„Da nützt kein Schlag. Sie sind ein Kindskopf. Los, ab — es ist vorbei mit dem Spiel! Es ging gut genug. Ich denke: eine halbe Million . . ."

„Ich habe dir verboten, von Geld zu reden. Es bleibt dabei: Am 12. Mai nachmittags fünf Uhr Palmengarten, Frankfurt!"

„Und wenn Sie nicht da sind?"

„Du sprachst von diesem dreckigen Geld. Dann ist diese halbe Million dein. Übrigens: Hast du was bei dir?"

Taki erwiderte, während er ganz blaß wurde: „Alles!"

„Nein", sagte Charlie, „kommt nicht in Frage. Gib mir jetzt hundert Pfund — das genügt! — Ab dafür! Wenn ich nicht dort bin, sind wir quitt. Good bye, my friend!"

„Sie sind wahnsinnig!" Taki tauchte unter in das braune Dunkel der Mainacht — so, als habe er nie an diesem dunklen Weg gestanden. Während er ging, in diesen schmalen, absatzlosen Schuhen, bewegte er abwechselnd den linken und den rechten Fuß scharf hinter den Hacken des Schrittes; unhörbar und automatisch, wie ein Fuchs, verwischte er selbst die Spuren des Fußeindrucks, die Fährte.

Tervueren ging zu der Gesellschaft zurück. Sein hartes Gesicht wirkte jetzt im Mondschein fast schön. „Sie wollten Schenkenlieder hören, Madonna? Man sollte sie vor Heiligen nicht singen, aber vielleicht erteilen auch Heilige Absolution." Er sang:

„Und die Nacht war blau und die Sterne so weit
Am Kai, am Kai, am Kai,
Und es war ein Mädel, das war zu gescheit
Am Kai, am Kai, am Kai.
Und der Ozean endet am Kai, am Kai —
Und ich war leider besoffen dabei . . ."

Dann sang er das Marseiller Lied von der Cantinière vom dritten Regiment:

„Ça, ça, ça! La Cantinière
Du troisième régiment . . ."

Sir Frederic begann zu grölen und schlug einen Parkspaziergang vor. Er ging neben Catherine.

Brigitte sagte zu Charlie, während sie über die Mondscheinwege schritten: „Ich werde nicht klug aus Ihnen; Sie könnten ein Kabarettist sein."

„Wäre das schlimm?" fragte er. „Wir sind alle Kabarettisten und spielen alle in schlechten Stücken. Meine Rolle ist gar nicht so schlimm."

Brigitte sah ihn an. „Wer sind Sie?"
In diesem Augenblick wurde die Stimme von Charlie ganz ohne Timbre und ganz ernst. „Dies ist Wahrheit: Mein Vater war der Fürst von Tervueren. Wer ich bin? Ein Spieler. Was ich will? Ich liebe Sie."
Brigitte ging langsam. Sie war berührt. So, als habe ein starker Stoß die Schale ihres Herzens zertrümmert. Den Panzer, den man tragen mußte in diesem merkwürdigen Leben und in diesen merkwürdigen Mondnächten. Sie sagte: „Charlie Tervueren, Sie sind ein Junge, ein großer Junge! Sie kennen mich einen Tag. Macht man da Liebeserklärungen?"
„O Brigitte, Brigitte Warner — Sie sind ein großes Mädchen, ein Kind! Beginnt die Liebe erst nach acht Tagen oder nach vierzehn Tagen? Wann beginnt die Liebe? Gibt es Spielregeln dafür in eurem verdammten Amerika?"
„Ich bin eine Deutsche", sagte Brigitte.
„Sie werden an diese Stunde denken! Können Sie mir nichts anderes sagen als Worte über Spielregeln?"
„Charlie Tervueren, ich bitte Sie . . ."
Der Fürst stand still. Er blickte nach dem goldenen Geschmeide oben im Blau. Er zitierte oder dichtete:

„Wenn das die Sterne sind,
So sind sie fern und leer.
Wenn das der Himmel ist,
So will ich ihn nicht mehr."

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. Im gleichen Augenblick küßte er kurz, fest, so, wie ein trotziger Knabe, ihren Mund.
„Fürst", sagte sie, „Sie verwechseln mich . . ."
„Ach, die Konvention! Wenn das der Himmel ist . . ." Er konnte nicht wiederholen.
Über den Weg, riesengroß im Lichte des Mondes, unter den Büschen heran kam Austin Brown in Uniform. Hinter ihm zwei Unteroffiziere der Besatzungsarmee, Gewehr in der Hand. Captain Brown sah die Dame, grüßte und trat an den Fürsten heran: „Darf ich Sie einen Augenblick sprechen?"
„Gern, obwohl die Stunde sehr ungewöhnlich ist", sagte Charlie.
Er sah in den Augen von Brigitte Warner ein merkwürdiges Licht. Sie sagte: „Werden wir uns heute noch wiedersehn?"
„Bestimmt! In fünf Minuten! Ich hatte Captain Brown eine Auskunft versprochen, die für ihn bedeutungsvoller zu sein scheint, als ich dachte. Ich bitte für fünf Minuten um Urlaub."
„Es könnte auch etwas länger werden", sagte Austin Brown und legte seine Hand auf den Arm des Fürsten. In diesem Augenblick erhielt er auf die Muskeln des Oberarmes einen so furchtbaren Schlag, daß seine Hand kraftlos herabfiel.
„Nicht anrühren!" sagte Charlie.
Ein ganz kurzer Pfiff. Die beiden Unteroffiziere des Nachrichtendienstes standen neben Charlie.
„Bitte, nicht anrühren!" sagte er. „Sie sind im Irrtum, Mr. Brown, über meine Person. Ist es Ihnen recht, unterhalten wir uns eine Minute, und Sie werden es einsehn."
Der Amerikaner wollte nicht zugeben, daß er einen höllischen Schmerz in seinem rechten Arm empfand. Er sagte: „Ich bin bereit, zu hören, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die beiden Unteroffiziere scharf geladen haben und daß Sie diesen Garten nicht verlassen werden, gleichviel, was daraus geschieht."
Die beiden Herren gingen nun den Kiesweg weiter nach der kleinen Bank, zu der Brigitte und Charlie hatten gehen wollen.
Brigitte hatte Charlie nicht zurückgestoßen, als er den schnellen Kuß wagte. Er war ihr sympathisch. Sie hatte nachgegeben. Aber nun, da durch dies unerklärliche Dazwischentreten des amerikanischen Nachrichtenoffiziers die Situation so peinlich unterbrochen worden war, kam der Zorn in ihr empor. War man denn Freiwild, weil man vielleicht schön war und jung? Mußte jeder gutgewachsene und leidlich intelligente junge Mann einen Liebesantrag wagen, weil eine Million Dollar zu gewinnen war? Waren die Tervuerens eigentlich reich? Kam das in Betracht? Was hatte er gesagt? In der Liebe gibt es keine Spielregeln. Er hatte Verse zitiert, und er hatte freche Lieder gesungen. Aber in seinen Augen, in diesen hellen grauen Augen, hatte eine Überzeugung gestanden, als er gesagt hatte: Ich liebe Sie!
Was war er? Ein Prinz? So sind eigentlich keine Prinzen, dachte sie. Was will er? Ein Abenteuer? Wie sie alle es wollen.
Sie sah ihr Leben. Der Vater, elegant, aus einer rheinischen Familie, die ihr Geld schon vor Generationen verlebt hatte. Die Mutter: württembergischer Hofadel. Die Eltern hatten sich kennengelernt, als der Vater bei den Stuttgarter Grenadieren stand. Abschied. Kleines Hofamt. Kleiner Zuschuß aus der schmalen Schatulle der Königin. Schreckliche Wintermonate in Stuttgart, sommerblaue Tage auf der Mainau, Rosen und Palmen, Haltung und Armut.
Der einzige Bruder wurde Offizier, natürlich. Brigitte sah ihn, der auch nie Geld hatte und doch bei den Dragonern dienen mußte. Sie sah ihn, der wie der Vater war: schmal, elegant, ehrgeizig. Sie sah den Abendbrottisch in der Stuttgarter Wohnung: Laugenbrezeln und weißer Käse, weißer Käse und Laugenbrezeln. Alles Geld ging an den Bruder; es war selbstverständlich so.
Einmal wurde Geld für sie verwandt, als sie mit achtzehn Jahren zum erstenmal auf den Hofball ging. Sie wurde ausstaffiert, wie zur Schau. Sie wußte: Alle erwarteten, daß sie heiraten sollte — bald, bald heiraten, reich heiraten, gut heiraten. Die fromme, immer ein wenig verschüchterte Mutter, die für sich selbst so prüde war, ließ den Ausschnitt des Hofkleides noch tiefer machen, als es sonst schon üblich war, für die junge, achtzehnjährige Tochter. Mein Gott, man wurde zur Schau gestellt! Schon auf diesem ersten Ball schämte sich Brigitte. Sie wurde unausstehlich. Sie hatte — es wurde in einer nächtlichen Kritik festgestellt — „keinen Sukzeß".
Mit zwanzig Jahren heiratete sie Lincoln Warner, der seinen Stiefbruder, den amerikanischen Militärattaché, in Deutschland besuchte. Lincoln Warner war Millionär von seiner Mutter her, die eine Gould war. Er war still und bescheiden, er war höflich, er war ein Gentleman, und er hatte die Millionen. Die Not des Bruders war behoben; alle Not war behoben. Sie hatte kein Herzeleid zu begraben, nicht einmal eine Jugend; denn von diesem ersten Ball an war sie nicht mehr jung gewesen.
Die Hochzeit in Stuttgart war ungeheuer prunkvoll gefeiert worden. Das Königspaar hatte sich angesagt, und alle Gesandten waren in ihren goldstrotzenden Uniformen hinter dem Brautpaar geschritten. Mein Gott, was wußte man vom Leben! Dieser stille und bescheidene Lincoln Warner war von einer Erotik, die sie schaudern machte, jetzt noch, nachdem sie sechs Jahre Witwe war. Sie fühlte es brennend mit dem gleichen Haß, mit dem sie es in den ersten Jahren ihrer Ehe gefühlt hatte: Sie war gekauft worden.
Als ihr Mann bei einem Rennen von Eisjachten auf einem kanadischen See ertrank, schloß sie sich zunächst völlig vom Leben ab. Sie war reich, sie war unabhängig; sie hatte dafür bezahlt. Sie galt fast für verrückt. Sie wollte Deutschland nicht sehen und konnte Amerika nicht ausstehen. Die Berührung mit Männern — selbst ein Gespräch mit ihnen — war ihr widerwärtig.
Dann kam der Krieg. Eine Depesche riß sie aus der Melancholie ihrer Lebensabwehr wieder in das Leben hinein, obwohl es die Nachricht von einem Tode war. Ihr Bruder war bei Verdun gefallen. Sie horchte auf aus ihrer großen Einsamkeit, und ihre ersten Tränen galten beider Schicksal: ihrem und dem ihres Bruders. Als die amerikanische Kriegserklärung an Deutschland kam, flammte ihre Energie auf. Sie war reich, sie war schön und trug einen sehr guten amerikanischen Namen. Sie setzte sich ein, vergebens natürlich. Aber sie brach zum zweiten Male zusammen, als die amerikanischen Truppen in die großen Transporter stiegen, um gegen Deutschland zu kämpfen.
Um diese Zeit verstand ein Mensch sie zu trösten: der Mann, der an die Spitze einer amerikanischen Armee in Europa treten sollte, ihr Schwager, der General, Warner. Er beschützte sie vor den Verfolgungen des Kriegspöbels, dessen Geheul ihr Wirken schon auf sich gezogen hatte. Er verstand ganz ihr Gefühl und gab ihr den Rat, für ein Jahr oder auch zwei nach Südamerika zu gehen, vielleicht nach Chile. Sie werde es hier nicht aushalten können, hatte

er gesagt. „Ich könnte es auch nicht." Er hatte ihr ausgeredet, nach Deutschland zu gehen. „Sie werden später mehr nutzen können, als Sie denken, Schwägerin. Glauben Sie mir: Die Führer Ihres Vaterlandes wissen nichts von Amerika — wir werden den Krieg gewinnen. Es ist unmöglich, ihn nicht zu gewinnen."

Als sie, noch während des Waffenstillstandes, nach Stuttgart kam, war ihre Mutter gestorben. Sie merkte mit Entsetzen über sich selbst, daß sie in manchen Dingen amerikanischen Anschauungen folgte. Ihre Haltung war wieder ganz Abwehr. Erst im Leben mit ihren beiden jungen Nichten merkte sie, daß sie selbst erst achtundzwanzig Jahre war . . .

(Fortsetzung folgt.)

Gipfelbahnen.

Lawinen werden durch Lawinen bekämpft. — Züge, die senkrecht fahren.

Von Dr. L. H. Achtermann.

Besonders in der sommerlichen Ferienzeit werden sich viele Reisende an den technischen Wunderwerken erbauen, die den im Bergsteigen nicht geübten oder aus irgend welchen Gründen daran verhinderten Zeitgenossen in die Region des ewigen Eises und Schnees entführen. Die höchsten Bahnen der Welt sind allerdings dem Großteil der Reisenden unerreichbar, weil sie über die südamerikanischen Kordilleren führen. Und zwar werden dort Scheitelhöhen von mehr als 4700 Meter überwunden.

Immerhin brauchen sich die Bergbahnen im alten Europa, dem die Neue Welt schließlich alle technischen Errungenschaften verdankt, vor den Bauten der Südamerikaner nicht zu schämen. Doch war es nicht der Reisebetrieb, der zuerst zu der Anlage von Verkehrsstraßen beispielsweise über die Alpen führte, sondern auch hier erwies sich der Krieg als der Vater aller Dinge. Der erste Durchbruch jenes gewaltigen Massivs, das durch Jahrtausende eine schier unübersteigbare Völker-, Wasser- und Wetterscheide bildete, fällt in das Jahr 218 vor Christi Geburt, als der punische Feldherr Hannibal den gewaltigen Durchbruch durch die Walliser Alpen vornahm. Nach den Berichten mehrerer römischer Schriftsteller sprengten damals die Pioniere des Afrikaners die sich ihrem Vordringen entgegen stellenden Felsen dadurch, daß sie das Gestein mit Hilfe von Stichflammen stark erhitzten und darauf mit Essig begossen. Das war ein recht umständliches und verlustreiches Unternehmen. Die Römer verfehlten nicht, aus dem Vorgehen des so lange Zeit siegreichen Feindes die Lehre zu ziehen und das Gebirge durch Straßen zu durchqueren, um die nördlich des bis dahin unbedingt sicheren Schutzwalles wohnenden Völker unter ihre Botmäßigkeit bringen zu können.

Mit dem Bau von Bergbahnen konnte naturgemäß erst begonnen werden, als man im Flachlande bei der Anlage von Schienenwegen Erfahrungen gesammelt hatte. Den Beginn machte Österreich mit der Semmeringbahn, die von 1850 bis 1854 gebaut wurde. Der erste Großtunnel entstand auf der Mont-Cenis-Strecke, die von 1859 bis 1871 zustande kam. Sehr spät ist man dazu übergegangen, den von den herabstürzenden Lawinen drohenden Gefahren zu begegnen. Diese sind lange Zeit wenig beachtet worden. Obwohl es doch vorgekommen ist, daß beispielsweise eine Lawine am Davoser See einen ganzen Zug fünfzig Meter vom Gleise riß, wobei zehn Menschen das Leben einbüßten. Kurz darauf wurde die ganze Station Langen am Arlberg verschüttet. Diese Erfahrungen haben die Errichtung von Lawinenbeobachtungsstellen erforderlich gemacht, womit denn auch endlich begonnen worden ist. Von ihnen werden die bedrohten Stationen rechtzeitig gewarnt oder durch das Ablassen von Teillawinen entlastet. Nicht nur diesem Zweck, sondern ganz allgemein zum Schutz der Menschen im Hochgebirge dienen denn auch die Hochschulexperimente, wie die „Naturlaboratorien für Schnee- und Lawinenforschung" auf der Hornisgrinde im Schwarzwald, bei Station Eigergletscher und an andern Orten, Unternehmungen, die von der Karlsruher Hochschulvereinigung, dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein, der Direktion der Jungfraubahn und sonstigen in Frage kommenden Stellen ins Leben gerufen wurden. Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt sein, daß an der Alpenfront im Verlaufe des Weltkrieges nach verschiedenen Schätzungen 30 000 bis 60 000 Menschen durch Lawinen getötet worden sind. An einem einzigen Berge, dem Pasubio, gingen während eines einzigen Winters allein 8000 Mann auf diese Weise zugrunde.

Naturgemäß hat man auch das Augenmerk auf die Verringerung der Kosten des Baues der Bergbahnen gerichtet. Während die Arlbergbahn noch nahezu eine halbe Million Mark für das Kilometer erforderte, beanspruchte die um 1900 entstandene, allerdings nur schmalspurige Albulabahn nur 337 000 Mark. Zu derselben Zeit wurde in der Schweiz der größte Tunnel der Welt, der Simplon, fertiggestellt, bei dessen Bau ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden waren: Die Hitze im Berginnern stieg stellenweise auf 50 Grad; der Druck im Berginnern zerknickte die stärksten Stützen; ausbrechende heiße Quellen setzten die Strecke zeitweilig unter Wasser. Die Meßtechnik aber triumphierte, als die beiden Bauhälften beim Zusammentreffen in der Waagerechten nur um 20 Zentimeter voneinander abwichen. Der elektrische Betrieb ist erstmalig auf der Lötschbergbahn eingeführt worden. Seine Vorteile liegen in der hohen Geschwindigkeit, der großen Zugkraft auf Steilrampen, der Rauchfreiheit in den Tunnels, der Betriebssicherheit und auf manchem anderen Gebiete.

Zwischen Bayern und Italien schweben seit langem Verhandlungen über eine Verbindung über den Ortler. Ferner sind Septimer, Splügen und auch ein Mont-Blanc-Tunnel in den Bereich viel erwogener Pläne gezogen worden. Doch geht die Verkehrsbelebung im Hochgebirge durch die Bergbahnen nicht nur vom Durchgangs-, sondern ebenso sehr vom Stoßverkehr in die entlegenen Seitentäler oder auf die abseits sich erhebenden Gipfel aus. Von den vier auf diesen kurzen Strecken gebräuchlichen Systemen interessieren vor allem die Zahnradbahn, die am großartigsten auf dem Jungfraujoch, am modernsten auf der bayerischen Seite der Zugspitze in die Erscheinung tritt. Unter den Seilbahnen gibt es solche, die auf Schienen laufen, wobei die Wagen durch Seile miteinander verbunden sind und die bergwärts fahrenden größtenteils durch das Gewicht der zu Tal sausenden gezogen werden. Bei besonders steilem Gelände treten die Schwebebahnen in Tätigkeit, die im Grenzfall sogar senkrecht als Seilaufzüge gebaut werden können.

Die Wette.

Skizze von Alexander von Keller-Wien.

Es war schwer zu entscheiden, welche Eigenschaft Jean Barlonnes die hervorstechendste war: sein Ehrgeiz, seine Kaltblütigkeit oder seine oft lächerliche Sucht zu wetten.

Als er das Geschäft seines Onkels verließ, die kleine Wechselstube Louis Barlonne & fils, die er mit dem alten, sportfeindlichen Barlonne allein leitete, stand neben seinem Wagen ein zweiter, ein kleiner, hechtgrauer Zweisitzer. Hinter dem Lenkrad kauerte ein junger, sonnverbrannter Mann — die Narbe, die sich quer übers Gesicht zog, verunstaltete ihn nicht — und betrachtete interessiert Barlonnes Wagen. Sie hatten sich irgendwo bei einem Rennen oder sonst einmal getroffen und kannten sich flüchtig; so war die Begrüßung eine höflich-herzliche. Auch das Gespräch; bis der Fremde sagte: „Nicht schlecht, Ihr Wagen — aber etwas zu schwer. Mit 90 dürfte er erledigt sein."

Barlonne — im Augenblick wütend — verzog sein Gesicht. „Er macht 140 auf der geraden Straße und 100 in den Kurven." Dann hob er den Kopf und betrachtete überlegenironisch den Wagen des Fremden, den Himmel und die Wolken. „Wollen Sie wetten? Bis zur Grenze sind's genau 144. Zehntausend Frank, daß ich in einer Stunde oben bin."

Lächerlich, dachte er ärgerlich, als ihn der Fremde von der seiner Ansicht nach unsinnigen Wette abzuhalten versuchte. „Wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

Der junge, sonnverbrannte Mann nickte. „Gut — aber ich möchte Sie nicht enttäuschen, obwohl mich die Sache interessiert, tanken Sie aber ordentlich." Er stieg aus seinem Wa-

gen und schaute forschend umher: „Kann man da drinnen einen Scheck einlösen?"

„Natürlich." Barlonne begann am Kühler zu arbeiten. „Aber sagen Sie dem Alten nichts von der Wette; er mag solche Sachen nicht."

Der Fremde ging lachend in die Wechselstube; sein ganzes Wesen schien Freude zu atmen. Als er nach zehn Minuten zurückkam, saß Jean Barlonne bereits hinter dem Steuer. „Kommen Sie", sagte er, „und stoppen Sie ab!" Er zog die Brille vor die Augen. Der Wagen setzte mit einem Sprung an — wie ein flüchtendes Raubtier. Er lag tief auf der Straße, die er mit erstaunlicher Gier fraß. Der Zeiger des Schnelligkeitsmessers schnellte auf 90, außerhalb der Häuser auf 100, dann auf 140. Die Luft prallte gegen den Kühler und schlug weit rückwärts donnernd zusammen. Der Motor stieg langsam auf die höchste Tourenzahl und sang siegreich sein stolzes Lied grenzenloser Kraft.

Nach 55 Minuten schoß das Gasthaus „Zum Grenzmann" auf; zwei Minuten später kreischten die Bremsen. Vor ihnen lag die Grenze.

Barlonne riß die Kappe vom Kopf und warf einen Blick auf die Stoppuhr. „Was sagen Sie jetzt? Drei Minuten weniger! Sie sind um zehntausend Frank ärmer geworden."

„So viel ist die Sache wert", sagte der fremde, junge Mann lächelnd; er entnahm seiner gefüllten Brieftasche zehn Tausendfrankscheine und reichte sie Barlonne. „Sie bringen mich doch wieder zurück? Wenn es Ihnen nichts ausmacht, warten Sie vielleicht beim Gasthaus. Ich muß einen Sprung über die Grenze und mit den Zöllnern reden." —

Minuten später hielt der einzige Gendarm des Ortes Jean Barlonne auf; er kannte ihn seit langen Jahren: „Sie müssen gleich in die Stadt zurück", sagte er atemlos und schwenkte ein Telegramm in der Hand. „Ein Überfall — aber Ihr Onkel ist wohlauf. Man hat ihn nur geknebelt und ihm 800 000 Frank aus der Kasse genommen. Passen Sie auf, es war ein junger, braungebrannter Mann, der mit einem gestohlenen hechtgrauen Wagen gekommen ist. Quer über sein Gesicht läuft eine Narbe. Irgend ein Esel behauptet, er wäre über die Grenze, aber das ist Unsinn. Welcher verdammte Satan hätte ihn in der kurzen Zeit an die Grenze bringen können?"

„Ich", sagte Jean Barlonne wütend und ließ den Wagen anspringen.



Der Mann, der über die Grenze schwamm.

Eine köstliche Geschichte haben, wie wir in Schweizer Blättern lesen, die ehrsamen schweizerischen Zöllner von Stetten vor Basel geliefert. Im Rheine tummelt sich ein Mann. Er schwimmt ein bißchen hin und her, er liegt in der Sonne, er plätschert und freut sich, und seine rote Badehose leuchtet. Sie leuchtet so stark, daß auch der Beamte Zirinkofer sie nicht mehr übersehen kann. Der Beamte Zirinkofer ist der Schweizer Zöllner, der diesen idyllischen Fleck Erde vor den Untaten der Schmuggler und anderer Verbrecher zu behüten hat. Also schreitet er, wohlgepanzert mit seiner amtlichen Würde, auf den Ahnungslosen in der roten Badehose zu. Und da man im allgemeinen in einer solchen Hose keinen Paß mit sich zu führen pflegt, so ging das Unglück seinen Lauf, und der Beamte Zirinkofer verhaftete den fremden Mann, der drei Meter über die Grenze geraten war.

„Und meine Kleider? Ich kann doch nicht in der Badehose mit Ihnen gehen?" — Hohnlächelnd weist die beamtete Hand über die drei Meter entfernte Grenze: „Daß Sie mir rauskommen? Über die Grenze? Nein, nein!"

Beamter und Verhafteter treten den Marsch zur Polizei an. Dort setzt man den Badehosenmann in den Beiwagen eines Motorrades und fährt ihn nun quer durch Basel — in Untersuchungshaft! Ganz Basel verrenkt sich die Hälse, als das seltsame Polizeirad durch die Straßen schaukelt.

Im Gefängnis hat man den armen Bademenschen gut gefüttert, und am anderen Tag kam er vor Gericht. Der Richter besah sich den unbekleideten Mann und verkündete: „Sie sind frei", nicht ohne einen schmerzlichen Seitenblick auf den Beamten Zirinkofer geworfen zu haben. So wurde denn der „Gefangene mit der Badehose", wie die Baseler ihn umgehend getauft, in eine Limousine gepackt und per Schub nach Lörrach über die Grenze gebracht. Und siehe da, was das Wunderbarste ist — nicht fern jenem Fleck, da die rauhe Hand des Zöllners den Mann vor 48 Stunden aus Bad und Sonnenseligkeit riß, lagen noch immer die Kleider.

Das Rätsel der „schallfreien Zone".

In England wurde vor kurzem wieder einmal der Versuch unternommen, das Rätsel der „schallfreien Zone" zu lösen. Es ist eine seit langem bekannte Tatsache, daß beim Abschießen von Geschützen und bei anderen durch Explosion verursachten Geräuschen der Schall mitunter in sehr großer Entfernung zu hören ist, während man ihn an einem nahe gelegenen Ort nicht oder nur sehr schwach vernimmt. Gelegentlich der Schießübungen der englischen Flotte vor Portland wurde das ganze englische Volk aufgefordert, durch Mitteilung von Wahrnehmungen an der Lösung des Problems mitzuarbeiten. Die sehr zahlreich eingegangenen Berichte bestätigten die Richtigkeit der alten Theorie von der schallfreien Zone. Der Kanonendonner wurde in dem fast 250 Kilometer entfernten Shrewsbury ganz deutlich vernommen, während er in dem erheblich näher gelegenen Sussex nur schwach und in der kaum 50 Kilometer entfernten Stadt Yeovil überhaupt nicht gehört wurde. Auf Grund dieses Ergebnisses soll nun der Versuch gemacht werden, die Ursachen dieser eigenartigen Erscheinung zu erforschen. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß Temperatur und Luftdruck die Fortpflanzung des Schalles beeinträchtigen. So hat man wiederholt die Beobachtung gemacht, daß der Schall sich im Sommer anders fortpflanzt als in der kalten Jahreszeit. Es ist daher durchaus möglich, daß auch die abweichende Vernehmbarkeit des Schalles durch Temperaturunterschiede bedingt ist.

Der „Sommerschlaf" der Tiere.

Daß es in der Natur auch so etwas wie einen Sommerschlaf gibt, ist im allgemeinen weniger bekannt als der Winterschlaf der Tiere. Dieser Sommerschlaf hat eine ganz ähnliche Aufgabe zu erfüllen, nämlich dadurch, daß alle Lebensfunktionen bis auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden, soll den Organismen ermöglicht werden, Perioden überstarker Hitze ohne Schaden zu überstehen. Dies ist wichtig in den Ländern der heißen Zone. Zu den Tieren, bei denen Sommerschlaf festgestellt wurde, gehören vor allem Krokodile, Schlangen und einige Fische. Sie halten sich während der heißesten Zeit unter einer Schlammdecke verborgen. Aber auch bei manchen Pflanzen gibt es einen Zustand, den man mit Sommerschlaf bezeichnen könnte, und in dem die Lebensfunktionen so gut wie ruhen. Hier geht es vor allem darum, die Verdunstung des Wassers, das nur schwer ersetzt werden kann, nach Möglichkeit zu vermindern. Man kann bei solchen Pflanzen beinahe den Eindruck gewinnen, als seien sie völlig abgestorben, tritt aber Abkühlung ein und fällt Regen nieder, dann erwachen sie wieder zu neuem Leben. Das Anpassungsbedürfnis ist im Pflanzenreich und im Tierreich, besonders aber bei den niederen Organismen erstaunlich groß. So hat man an vielen Bakterien, aber auch an Pflanzensamen die Beobachtung gemacht, daß sie geradezu ungeheuerliche Temperaturunterschiede zu ertragen vermögen, und sich, ähnlich wie die sommerschlafenden Pflanzen durch Anpassung gegen größte Hitze zu schützen vermögen. In dem Staub der Dachtraufen kann man beispielsweise mit Hilfe eines Mikroskops winzige Bakterien entdecken, die abgestorben scheinen, wenn man sie aber anfeuchtet und ihnen also das lebensnotwendige aber längere Zeit entbehrte Wasser zur Verfügung stellt, fangen sie an, ganz munter wieder umherzukriechen. Erstaunliches leisten auch gewisse Pflanzensamen in der vorübergehenden Anpassung an große Hitze. So hat man beispielsweise mit Getreidesamen Versuche angestellt und sie mehrere Stunden lang einer Temperatur von 100 bis 140 Grad ausgesetzt, was diese aber recht gut überstanden, denn sie büßten ihre Keimfähigkeit nicht ein. Wir sehen also, daß wir Menschen auch in der Anpassung an Temperaturunterschiede im Vergleich zu anderen Organismen Stümper sind.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.